

Familie, Geschäft und Politik 1806-1810

Autor(en): **Peyer, H.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **78 (1958)**

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

H. C. PEYER

Familie, Geschäft und Politik

1806—1810

Aus einem Tagebuch des Freihauptmannes Johannes Escher im Felsenhof,
dem Taschenbuch zur Verfügung gestellt
von Herrn Prof. Dr. H. v. Meyenburg, Herrliberg.

Johannes Escher, der Vater des Gründers der Firma Escher Wyss & Co. und Stiefbruder Hans Conrad Eschers von der Linth, war ein schreibfreudiger Herr. Zahlreiche Briefe an seinen am Linthwerk arbeitenden Bruder in Schänis und an seinen Sohn sowie mehrere Reisebeschreibungen und Tagebücher sind von ihm erhalten. Er verfolgte mit Eifer die politischen Ereignisse, die er den damaligen Verhältnissen entsprechend nur bei sich im stillen Kämmerlein kommentieren konnte, und flocht auch gerne alle möglichen allgemeinen Betrachtungen ein. Nur selten ist er jedoch in seinen Schriften so sehr aus sich herausgegangen wie in den vorliegenden Blättern. Und gerade sie sind von Interesse, umspannen sie doch einige ganz entscheidende Jahre. Es handelt sich politisch um die Zeit der grössten Machtentfaltung Napoleons, familiär und geschäftlich um diejenige der Anfänge von Escher Wyss, der Verheiratung Johann Caspar Eschers und der Trennung des alten Escherschen Familiengeschäftes im Seidenhof. Der kühle, manchmal fast zynisch anmutende Betrachter aus der Epoche der Aufklärung, der stets sorgende und rechnende Familienvater und Kaufmann und der Konservative, der seine Welt zerbrechen sieht und trotz allem den Mut zu neuen Unternehmungen nicht verliert, spiegelt sich in diesen Seiten sehr schön. Im Grunde dominiert der bürgerliche Kaufmann, und zwar in einem Grade, der nur beim Vergleich mit den Schriften irgend eines süddeutschen Adligen, von dem Escher eine ganze Welt trennt, richtig ermessen werden könnte.

Gleich die ersten Sätze aus dem Frühling 1806 über die damalige schwierige Lage der schweizerischen Baumwollindustrie angesichts des napoleonischen Protektionismus führen zur erst ein Jahr alten „englischen Spinnerei“, d. h. eben zur im Frühling 1805 gegründeten Firma Escher Wyss. „Was dermahlen die schweizerischen Kauffleute und somit auch die von ihnen abhängenden mehrere tausend arbeitende Bewohner unsers Lands am meisten beschäftigt, ist das beyligende französische Dekret des gänzlichen Verbottes aller Einfuhr unserer Baumwollenfabricate. Ich will meine Gedanken darüber aufschreiben, bis ich nähere Kenntniss über dessen Folgen mir werde erworben haben. — Nach Verlauf weniger fünf Wochen empfinden wir bereits schmerzlich die traurige Wirkung jenes Decrets. Die Arbeiterlöhne der Baumwollenspinner sind auf 1 s. pro Schneller zurückgesetzt worden. Der ärmere Bewohner des Landes sollte bey noch theuren Lebensmitteln sich mit ungefähr 20 s., die er noch wochentlich verdienen kann, erhalten können; das ist eine unmögliche Sache, und der Jammer im Land steigt sichtbar. Eine auffallende Spuhr von der gänzlichen Abnahme des Handels und den vielen hunderttausend Gulden, die in Waarenlagern gesteckt und grossentheils in den Händen vieler tausend Fabricarbeiter circulariten und jetzt öde in den Cassen der grössern Fabricanten liegen bleiben, gibt auch der jetzige öffentliche Zinsfuss, wo es unmöglich wird grössere Summen a 5% anzuleihen. Jedermann sagt, so könne es nicht fortgehen, und gewüss fordert es auch die mir gottlob eigne Ruhe über misslingende Unternehmungen, um mit vollkommener Gelassenheit das angefangne Werk der englischen Spinnerey fortzusetzen, bis ungefähr im Sommer die ersten Arbeiten uns zeigen werden, inwieweit wir mit den englischen Qualitäten und Preisen concurriren können. Da Italien noch offen ist, so wird noch gleichwohl ein beträchtliches Quantum englischer Garne verarbeitet. — Hat es nach Inhalt der Zeitungen Grund, dass auch unser wichtigstes Landesproduct, die Käse, mit einem neuen Einfuhrzoll von 40% belegt sind, was durchaus der Consomateur nicht auf sich nehmen kann, weil diese Auflage dem Werth der Denree beynahe gleich kommt, so gestehe ich, scheint es mir bestimmt darauf abgesehen, die Schweiz in eine Lage zu versetzen, dass sie auf alle Weise suchen muss, sich an Frankreich anzuhängen, sich nach dem geheimen Plan dieses Universalmonarchen auch an ihn zu ergeben, und seine Existenz von dessen Gnade zu erflehen.“

Offensichtlich betrachtete Escher sich als Mitbegründer des neuen Spinnerei-Unternehmens und dies mit Recht. Er war mit einem Zehn-

tel am Gründungskapital beteiligt und hat in den ersten Jahren die Bücher des Geschäftes geführt und damit wohl auch die kaufmännische Oberleitung innegehabt. Aber noch aus einem andern, familiären Grunde durfte er sich in hohem Masse als Mitgründer betrachten. Denn unmittelbar aus den obigen wirtschaftlichen Betrachtungen geht Escher zum Bericht von der Heirat Hans Caspars mit Anna v. Muralt, der Schwester des Bürgermeisters Hans Conrad v. Muralt über. „Aber nicht um dieser fürchterlichen politischen Aspecte willen ergriff ich die Feder. Ich wollte nur noch ein Andenken aufbewahren am Vorabend der Vermählung meines Sohnes von diesem mir und meinem ganzen Haus so wichtigen Ereignis.“ Am 16. April hätte das Hochzeitsfest in Rifferswil und Zug stattfinden sollen, musste aber wegen starken Regens und der Ängstlichkeit des Brautvaters Heinrich v. Muralt um einige Tage verschoben werden. Als das Ereignis geschehen war, zeigte sich Escher sehr glücklich darüber, dass der Sohn „mit wahrer innerer Zufriedenheit eine Verbindung vollzogen“ hatte, die eine „frühere törichte Neigung gänzlich bei ihm auslöschen“ werde. Ja, er betont, diese Ehe sei ganz sein eigenes Werk gewesen. Die Freude des Vaters war berechtigt. Anna v. Muralt hat ihrem bis zu seiner Verheiratung für damalige Zürcher Begriffe eher etwas bohêmehaft lebenden Manne ein glückliches Familienleben und fünf Kinder geschenkt, darunter den technisch ungewöhnlich begabten erstgeborenen Albert, der schon 1845 starb, und die grosse Wohltäterin Mathilde Escher. Der Vater Johannes hatte bei seiner Freude aber wohl auch noch etwas anderes im Auge. Anna v. Muralt stammte aus einem der grossen Seidenhäuser des damaligen Zürich, Heinrich de Daniel Muralt und Söhne. Ihr Bruder Hans Conrad, der spätere Bürgermeister und erste Kaufmann Zürichs um die Jahrhundertmitte, war ohne Zweifel der finanzkräftigste unter den neun Gründeraktionären von Escher Wyss & Co. Von dieser Seite her dürfte der Aufbau von Escher Wyss zu einem guten Teil finanziert worden sein, war doch der Bürgermeister von der Jahrhundertmitte an mit einem Drittel an der Gesellschaft beteiligt. Gegen Ende des Jahres 1806 griff Escher wieder zur Feder voller Befriedigung über das gelungene Experiment. „Mein Sohn ist wirklich ganz verändert. Er geniesst nicht nur einer Gesundheit, die niemahlen sein Loos zu werden schine. Er hat auch eine Heiterkeit, die ihn beynahe keine Stunde verlässt, und auch da, wo ich ihm durch alles mögliche beistand, die Lauffbahn eröffnete, die ihn alle Tage im Jahr von 8 Uhr morgens bis nach 8 Uhr abends beschäftigt, auch da ist

mein Plan im höchsten Grade gelungen. Ob er öconomisch nützlich seye, das mag noch sehr zweifelhaft seyn, aber unwidersprechlich ist es, dass durch diese Thätigkeit sein ehemals so dusterer Humor nun vollkommen geändert, und er mit steigenden Jahren einer immer festeren Gesundheit genießt. Und schon nähert sich die frohe Aussicht, dass dieses liebenswürdige Paar sich nächstens durch einen neuen Segen und ein neues Band noch inniger miteinander vereinigen wird.“

Um die Jahreswende 1806/07 preist Escher von neuem sein häusliches Glück im Gegensatz zu den Beziehungen zu seinen andern Verwandten. Bei Mutter, Geschwistern und Vettern fühlt er sich, z. T. wegen seiner eigenen guten Verhältnisse, gänzlich missverstanden. Dies veranlasst ihn dann zu einem Überschlag seiner wirtschaftlichen Situation, der nicht allein steht. In seinen nachgelassenen Papieren findet sich eine ganze Reihe im Abstand von jeweils mehreren Jahren verfasster Vermögensbilanzen. Der pessimistische Grundton ist aus jenen schweren Jahren von 1806/07, aber wohl auch aus dem Wesen des guten Kaufmanns überhaupt zu verstehen, der dann schliesslich dennoch etwas wagt. „In Hinsicht meiner oeconomischen Lage hätte ich zuverlässig erwartet, dass die auf fl. 61 000 steigende, in diesem Jahr mir zugeflossenen Vermehrungen meines Vermögens mich nun über jede Sorge eines weiteren Abschweins desselben erheben würden. Allein ich war betroffen, nach drei verflossenen Jahren, da ich nun wieder eine sorgfältige Inventur gezogen hatte, zu bemerken, dass mein Vermögensstand volle fl. 8000 unter dem Punkt stundt, auf den die beyden Erbfälle solchen hätten stellen sollen. Freylich kann ich mir von diesem grossen Arriere ziemlich genaue Rechnung geben. Die Reise meines Sohns nach Paris, seine und meiner Tochter Aussteuerung haben starke Aufopferungen gefordert. Auch zwei Schinznacher Kuren und eine zu St. Morice haben das Vide vergrössert. Aber alles dessen ungeachtet sehe ich wohl ein, dass unsere Lebensarth noch jetzt für mein Vermögen zu locker ist, und da jetzt für meine Tochter noch im Lauff des Jahres gegen fl. 2000 auffliegen werden, so sehe ich zum Voraus, dass auch dis Jahr meine Oeconomie noch im Krebsgang bleiben wird, und bedaure die Unmöglichkeit, wesentliche Verbesserungen in unserem Hauswesen erzwücken zu können. Die grossen Zinse, die das Etablissement meines Sohnes jetzt wegnehmen, werden hofentlich mit konftigem 1808 Jahr doch soweit vermindern, dass ein Interesse von meiner Auslage stattfinden kann. Ich werde mir in Überlegung dieser Lage eint und anders wohl auch zu nützlicher Einschränkung führendes zu veranstalten wüssen.“

In diese selbe Zeit fiel die Trennung des alten Escherschen Seidenunternehmens im Seidenhof in zwei Teile, von denen der eine an Johannes und seine Brüder, der andere an den Vetter Hans Conrad im gelben Seidenhof kam. Johannes hat die damalige Lage etwas böseartig und schwarz geschildert, wie immer, wenn von seinen Vettern die Rede ist. „Weit wichtiger ist die nun bevorstehende Trennung in unserem eignen Handlungshaus. Da der borstige Vetter endlich durch den Tod meines Vatters und Oncle den längst beabsichtigten Zeitpunkt erreicht hat, sich von uns zu sündern, und durch eigne Bewerbung sich nach seiner Ueberzeugung wenigstens wieder die ganze Helfte des bisherigen Jahrnutzens zuzueignen, wie solches ohne die ältern Tractaten eigentlich sein Vatter auf sich angeerbt hätte, darüber sitzen gerade vier Schiedsrichter, die einstimmig zu sein scheinen, dass der noch im letzten Jahr uns abgezwungene neue Handlungstractat ihm grosse Befugnis für seine Forderung einräumen, aber auch einig zu sein scheinen, dass eine Zertheilung des gemeinschaftlich besitzenden Gewerbsgebäudes bey nahe unmöglich, unfehlbar aber beyden Theilen zum Verderben gereichen müsste. Indes wir Associates zum Glück vollkommen einig sind, dieser Art von Trennung alle nur erdenkliche Hindernisse in den Weg zu schieben. So weit stehe ich auch in diesem Punct von meinem Bruder ab, in der Meinung, dass J. Escher mit seinen grossen kauffmännischen Talenten, für die er eine unverdrängliche Hochachtung hat, uns gänzlich zugrunde richten werde, falls er für sich allein arbeiten würde. Ich meines Ortes bin darüber ohne alle Sorge. Ich glaube das Gegenteil, und nur die Zeit wird dies aufheitern. Es scheint indess, als ob der Entscheid der Schiedsrichter nicht ganz dem Vetter entsprechend ausfallen werde. Und in dem Fall freue ich mich herzlich, und mein Bruder ängstigt sich gewaltig, dass wir die Fabric ohne ihn fortsetzen müssen. Ich blicke zurück auf die vergangene Zeit und überzeuge mich, dass seine ganze Geschäftsführung, die uns anfänglich um die nutzbarsten Wechselgeschäfte und den oft erspriesslichen Verkehr mit rohen Seiden und später um die Fabric in weissen Floren brachte, zu grossem Schaden geführt hat. Ich verdanke ihm die grösste Faillite, die wir erlebten, die vom Haus Usteri, und verdanke ihm nicht ein nützliches Geschäft während den vielen Jahren, da er mich aus aller Tätigkeit hob, und alles allein führte. Dadurch, dass er unsere ganze Tätigkeit beschränkte, hat er uns allerdings auch vor Verlusten gesichert. Allein der Kaufmann, der nichts wagen darf, ist ein schlechter Kaufmann und wird auch nicht weit kommen.“

Schon im Februar war die Teilung perfekt, und wenn sich auch die schwarzen Prophezeiungen für den Vetter nicht alle bewahrheiten sollten, so war doch der gleichzeitige Stolz über das erste Garn aus der Neumühle und damit über das neue Geschäft, das das alte bald überstrahlen sollte, nur zu berechtigt. „Indessen verdient allerdings auch der gestern abgeschlossene Separationstractat mit unserm Vetter hier berichtet zu werden, den die wohlwollende Gesinnung unserer Meditoren zu einem mir sehr willkommenen Zihl gebracht hat. Alle Versuche und töricht grossmütige Anerbietungen, um durch grosse Vorrechte vor uns allen aus den Vetter wieder zurückzuführen zu uns oder dann ihn durch grosse Summen zu der Alleinüberlassung der Fabric an uns zu bewegen, scheiterten gegen den eisernen Strudelkopf. Er wollte forthandeln und allein handeln, und so ward uns mittelst einer Aufgabe von fl. 2500 der weit bessere südliche Theil der Seidenmühle, für fl. 2000 seine Helfte der Cupage, für fl. 1000 seine Helfte des Wäberhauses und für fl. 14 500 das eben von ihm neu gebaute vordere Haus im Seidenhof überlassen. Und mittelst dieser fl. 20 000 bleibt er mit seiner ganz neu zu errichtenden Fabric auf den engen Raum des gelben Seidenhofs eingeschränkt, wo ich mir die Einrichtung einer Fabric, wo er die Helfte unsrer bisherigen gemeinschaftlichen Geschäfte machen sollte, noch bis auf diese Stunde um so weniger denken kann, da ihm nichts in der Welt so zuwider ist, als neue Bauauslagen. Was er aber für ein seltsamer und unvernünftiger Mensch seye, das zeigt schon seine gestrige Äusserung gegen meinen Bruder, dem er erklärte, er werde niemahlen einen Schritt ins vordere Haus tun, und es gereue ihn unbeschreiblich, dass er uns selbiges abgetreten habe. Ich müsste mich sehr irren, wenn nicht 4 Wochen nach unserem Auszug aus unserem Gewerbshaus, woselbst er lächerlich genug noch jetzt alle Tage für uns arbeitet, da alle Geschäfte vom 1. Januar 1807 an einzig für unsere Rechnung lauffen, nicht ebensosehr die Trennung der Fabric bereute, was ihm alle seine Freunde voraussagten. Noch nähre ich die Hoffnung, dass er den langweiligen Gang einer neu zu errichtenden Fabric und die grossen Kosten derselben nicht aushalten werde, und somit auch die Aussicht, dass die schöne Fabric, die zertrümmert werden sollte, in einigen Jahren zu unserem grossen Vorteil in unseren einzigen Händen seye, und wir zusammen statt $\frac{1}{4}$ oder gar die Helfte unseres jährlichen Nutzens zu verlieren, diesen nie genossenen $\frac{1}{4}$ für uns gewöhnen werden. Der Vetter hat sich, um seine Fabrik anzufangen von uns lb. 40 Seiden an gewundenen Sorten ausgebetten. Seit ca.

10 Tagen liefert mein Sohn das erste Garn aus seiner Fabric — und dieser Anfang gibt die besten Aussichten.“ „Der 2. ds. (April) war wohl auch für mich ein merkwürdiger Tag, an dem ich auszog aus dem Haus meiner Vätter, aus dem Haus, in dem sie, während einem Jahrhundert vereint, für den blühenden Wohlstand und den Seegen ihrer Kinder arbeiteten. Geschah denn doch die Trennung entgegen unserem Willen. Stunde ich allein, der nur im Stillen wünschte, des eiteln, herrschsüchtigen Mannes los zu seyn, der mir die Leitung aller seit 20 Jahren nützlich geführten Geschäfte aus der Hand risse! So mag doch wohl, ob Gott will, auch der Seegen, der auf dem alten Haus ruhete, mit uns neue übergewandert seyn. Auch jetzt noch glaube ich sicher, dass Vetter nicht im Stande seye, seine Fabric emporzubringen, was für mich ein sehr angenehmer Triumph wäre.“

1808 kommt er wieder auf seine Geschäfte zu sprechen. Angesichts der Kontinentalsperre sieht es böse aus. Allein der gute Wein vermag noch zu trösten. „Über meine eigenste Angelegenheiten eine Bemerkung. Der Handel im Seidenhof ist wie vollkommen vernichtet. Und der Dicit so, dass ich nur ein einziges solches Jahr erlebt habe. Über das haben wir noch starke Vorräte an theureren Seiden. Der Handel in der Neumühle geht nicht viel besser. Eigennutz verleitete noch neulich zu Einkäuffen, die vielleicht den schönsten Gewinn wegrauben, den wir auf der eignen wolfeilen Baumwolle hätten machen können. Noch könnten wir nicht fein spinnen, und feineres Garn von Nr. 80,100 ist das einzige begehrte. Das eigene Lager an Garn von fl. 17 000 drückt uns vollends zu Boden. Noch darf ich nicht hoffen, dass wir es mit dem Verlust von fl. 3 500, den wir an 2 früheren Operationen gewonnen, werden absetzen können. Dazu kommt dann noch die Aussicht, dass ohne ein halbes Wunder von günstiger Witterung der Wein kaum die Qualität von 1806 erreichen wird. Ich danke Gott, dass Er mir Muth und Gelassenheit gibt, solche Vereinigung von Missgeschick ruhig zu ertragen.“ 1809 tönt es noch nicht besser: „Welch ein unbegreifliches Rätsel ist es nicht, dass Oestreich seinen Hafen von Triest so ganz dem allgemein adoptirten System entgegen allen englischen Waaren öffnet, dass wir von daher mit Garn und indischen Waaren so überschwemmt werden, dass alle früheren Speculanten zu Dutzenden darüber zu Grunde gehen. Wer erklärt und wer entschuldigt diese auffallende Hostilität gegen Frankreich? Also, wie es komme, so darf ich für den besseren Gang meiner gedoppelten Handlung auch für dieses Jahr gar nichts versprechen, indessen ich für den Lauf dieses Jahres in beiden ohne allen Nutzen

werde gearbeitet haben.“ Und schliesslich im Frühling 1810 klingt noch einmal das für Johannes Escher so typische Thema Familie und Geschäft in Freude an, als seine jüngste Tochter Elisabeth Louise sich mit Heinrich Bodmer zur Arch verlobte. „Es war der 27. April, da sich meine liebe jüngste Tochter mit einem braven, sehr gutmütigen und liebenswürdigen jungen Mann aus einem der ersten Kaufmannshäuser unserer Stadt verlobte. Ein Ereignis, das uns die letzten Sorgen für die Versorgung meiner lieben Kinder beseitigt, und menschlicher Weise zu sprechen, den Wohlstand meines lieben Kindes weit über meine Lebenszeit hinaus zu sichern scheint.“ Er preist den Bodmerschen Kaufmannsgeist, hofft aber dennoch, der neue Schwiegersohn möge nicht völlig im Handel aufgehen.

Die grosse Politik aber ist für Johannes Escher in jenen Jahren böse. Immer wieder wird seine Hoffnung auf den Untergang Napoleons enttäuscht, doch nie aufgegeben. Anfangs 1807, angesichts der Niederwerfung Preussens wollte Escher mit den schweizerischen Verhältnissen noch zufrieden sein. „Ja, wenn wir umblicken auf das Schicksal aller uns umgebenden grössern Nationen, auf die umgeworfenen Krone der Könige, auf die Erhebung so vieler Slaven auf königliche Throne, so bleibt nur ein Wunsch: möchten wir doch nur so, wie wir jetzt sind, unsere Existenz fortsetzen können. Wie weit, wie unendlich besser ist es uns doch, dass wir die Hand, die unser Schicksal leitet, nicht sehen, dass deren schwerer Druck uns nicht direct berührt. Gesegnet sei mir dann die jetzige Regierung mit allen ihren Gebrechen und Mängeln. Sie wandre von Stätte zu Stätte. . . mit der Tafel, die der Gott des Tages uns gab. Er selbst zertrümmere sie nicht! Sorgenvoll ist indess der erste Augenblick des Reinhardischen Landammannjahres. Der grosse Kaiser bedarf wie noch nie zahlloser Streiter.“ Escher macht sich auf einen Grabesfrieden in Europa gefasst, lässt aber die Hoffnung doch nicht sinken. „Beinahe scheint mir jetzt jener Wunsch, den wir uns freundlich zuschicken, ein Wagestück zu seyn. Nach meiner Ansicht hatten wir selbst während dem Lauff jener grässlichen Zeit, als wir noch Zuschauer seyn mussten, von all dem Elend, das der Krieg über die Erde verbreitet, noch keine Epoque erlebt, die für ganz Europa für das Wohl und Wehe aller Staaten so entscheidend gewesen wäre, als der jetzige Moment. Steht es nicht in den Waagschalen, ob nicht bald eine Totenstille — von dem Einzigen gebotten — unser warthe, ein Frieden der mir schrecklicher erscheint, als aller Jammer des Krieg? Oder wird nicht ein leichter Zufall uns auf einmal jenen Zeit-

punct herbeyführen, den wir uns nur in grosser Fehrne als die wahrscheinliche Folge des Todes dieses einzelnen Mannes vorausdachten, der Zeitpunkt, wo die Welt in allen Ecken wieder in die alten Angeln zurückkommen wird, aus denen sie während der letzt verflossenen 12 Jahren herausgehoben ward?“

Als Kaufmann ereifert er sich natürlich besonders über die Ende 1806 erlassene Kontinentalsperre gegen England: „Im Rückblick auf einen engern Kraus, den Kraus, in dem sich unsere Schweiz als handelnde Nation und als daher ihre Existenz fristend, ist es wahrlich nicht minder dunkel. Ich lege hier die beispiellose Acte bey, die den Handel mit England so in der Lage schildert, in der er sich jetzt befindet. Dieser Zustand aber ist so excentrisch, dass dessen lange Fortdauer zur Unmöglichkeit wird. Die Acte selbst ist Zeuge, dass es heutzutage um das Studium des Völkerrechtes eine obsolete Sache ist! Dahin deuthen aber auch alle Nebenumstände, die den jetzigen Krieg in Deutschland begleiten. In unserm Land nimmt die Armuth auf einen traurigen Grad überhand. — Ach, der unnützen, vergeblichen Plänen, Hoffnungen und Wünschen in der Welt! Wüssen wir doch, was zu unserem Besten dienete? Wäre es wohl gut, wenn unsere Wünsche sich erfüllten? So tröste ich mich wieder, wenn ein Ereignis auf das andere folgt, das meine Pläne verrückt. Aber so viel ihrer auch verrückt werden, so werde ich doch niemals aufhören zu wünschen, dass einst die Allgewalt des Einzigen ein Zihl finde, dass einst die Unterjochung aller Völker von Europa aufhöre. Ob ich gleich eben diese Rückkehr eines Gleichgewichtes mir auch nicht ohne Erschütterungen denken kann, von denen mir wahrscheinlich ist, dass sie ebenso schrecklich für die Menschheit seyn werden als alle Auftritte des Schreckens der verflossenen Kriegszeiten.“

Vor der unentschiedenen blutigen Schlacht Napoleons gegen Preussen und Russen bei Preussisch-Eylau sieht er schon ganz Russland und die Türken in der Gewalt Napoleons: „Ich wage jetzt vorzusehen, dass in wenigen Monaten der kleine Funke, der noch als preussisches Reich lodert, gänzlich erlöschen wird. Sachsen, Brandenburg, Pohlen sind schon eingespannt, um den grossen Colloss fort zu führen bis ans Ende der Welt. Gerade wie zu den Zeiten der römischen Kaiser sichert und unterstützt jede neue Eroberung wieder eine darauffolgende, und, oh England, auch deine Zeit rückt. Auch dieser Colloss ist seinem Fall nahe. Ich wage es vorzusehen, dass die fränkische Armee über Petersburg nach Hause kehren wird.

Jetzt schickt Napoleon den Türken Hülfe gegen Russland. Aber später schickt er seine Armee nach Constantinopel.“

Im Sommer 1808 greift Johannes Escher wieder zu seinem Tagebuch, oder wie er es nennt, „Buch dieser geheimen Offenbarungen“, und erneut kommt das tiefste Entsetzen über Napoleon und die Überwältigung Spaniens zum Ausdruck: „Als vor einigen Monaten der Monarch von Frankreich, dessen Schritte immer mehr die Absicht zu erkennen gaben, alle Länder des festen Landes seiner Macht zu unterwerfen, mit dem Oberhaupt der catolischen Religion eigentlich Händel suchte, und in dem edlen Greis eine seinen Forderungen entgegenstehende Festigkeit fand und darauf ihn seiner weltlichen Macht beraubte, so sagte ich stets, das hätte ich nie geglaubt, dass ers tun dörffte. Jetzt bleibt mir keine Hoffnung mehr, dass er sich durch irgend etwas aufhalten lasse. Zu elender Zeit besetzte er das Land seines ergebensten Bundesgenossen, des Königs in Spanien, mit 150 000 Mann französischer Truppen. Die Meinung ward ausgebreitet, dass sie zu der Belagerung von Gibraltar dienen sollten, und ward auch da noch behauptet, als er das beste der spanischen Kriegsmacht nach den Niederlanden marschieren liess. Noch wollte man die bald nachher erfolgte Besitznahme von Portugal noch als ein blosses Intermezzo, das dem Angriff von Gibraltar vorgehen würde, ansehen. Als man aber zu gleicher Zeit innere Gährungen in Spanien entstehen und in einem ganz unbegreiflichen Aufstand, den Erbprinz des Vaters Krone rauben und diesen gegen solchen Raub feyrlich protestiren hörte, da stand dem einen die Besinnung stille. Andere sagten: Auf diesem Weg und durch Bruderkrieg sucht Bonaparte den Thron von Spanien zu erobern. Alles war einstimmig, dass jener schändliche Auftritt sein Werk weye.“

Gerade heute ist es sehr eindrucklich zu sehen, wie ihn dann der Aufstand des spanischen Volkes gegen die napoleonische Tyrannei beschäftigte. „Der Mann, der die Feder aller Schriftsteller in ganz Europa unter seiner Gewalt hat, der seine Spione an allen Höfen hat, um gewüss jeden Plan, der gegen ihn geschmiedet wird, in seiner Entstehung kennt, ward irgeleitet von einem ganzen Volk und übersah und misskannte die Macht einer Nation, die ehemals als die bravste bekandt, nun seit 100 Jahren aller Energie beraubt war. Er wusste wenig, als wir es wüssen, was ein Volk vermag, das von einer einzigen heftigen Leidenschaft getrieben wird. Mitten unter seinen Armeen entspinnt sich ohne sichtbare Anführer eine Ligne, die in wenigen Tagen solche Wunder des Muthes und der Tapferkeit zu

Tage fördert, dass man vor Bewunderung nicht weiss, wie man sich die Sache erklären kann. Und in der That scheint mir bey allen diesen Begebenheiten das allermerkwürdigste zu seyn, dass noch jetzt keine Thatsache den wahren Grund dieses Nationalaufstands aufgedeckt hat. Ists Achtung und Liebe für den alten königlichen Stamm, das die Spanier bewog, die Waffen zu ergreifen? Das wars wohl nicht. Ein Mann, wie Carl konnte nicht geliebt sein. Ists englisches Gold, das die Spanier lockte, wie es so oft die Nationen Deutschland oder ihre Fürsten reizte zu unsinnigen Schritten und zu Kriegen, deren Ausschlag des Motivs würdig war. Nein, eine ganze Nation lässt sich mit allem Reichtum Englands nicht bestechen. Auch empfangen sie nur Geldt als Mittel für ihren Zweck. Ists Nationalhass gegen die Franzosen und die jetzige Dynastie? Ists Pfaffeneinfluss und war der entscheidend bestimmt durch die Arth, wie gerade ihr Oberhaupt in seinem Ansehen, Gewalt und Einfluss verletzt ward? Ich halte die Vereinigung der beyden Principes für die Grundursache, die eine solche Levée en masse hervorbringen konnte. War man nun aber bey Übersicht dieses ersten Ereignisses erstaunt über die unermessliche Kraft, die ein vereinter fester Wille einem Volk gibt zur Beförderung seiner Absichten, wann man es doch unbegreiflich finden muss, wie eine unmöglich wohl organisirte Menschenmasse, die von allen Kriegsbedürfnissen nichts hat als die Flinte, die der treue Geferthe des Spaniers bleibt, wann er aufs Feld geht, um seine Zwibeln aufzuhacken, eine über die ganze Welt siegende Armee zu Grunde richten können. Wie ein solcher allgemeiner Landsturm unter den Augen dieser Armee habe entstehen und sich sammeln können, so kann man wahrlich auch bei solcher Betrachtung nicht stille stehen, ohne mit ängstlicher oder muthigerer Theilnahme an dem Schicksaal dieses Volks, das denn doch einen Heroismus zeigt, von dem Buonaparte selbst sich keinen Begriff machte, die weiteren Folgen dieser Begebenheiten zu überdenken.“ „Es ist wohl oft, wie bey uns der Portenschluss gegen Andermatt, die Sache eines Augenblicks, die Waffen zu ergreifen gegen Unterdrückung und Despotismus. Aber schwer ists, nach dem ersten Schritt zurückzutreten. Gelingen die ersten Schritte, so entsteht Enthusiasmus, und der Muth des Schwächeren wird zu hoher Manneskraft belebt. Mehr vielleicht als wir es wüssen, sind die ersten Schritte den Spaniern gelungen, denn so lauten neuere Berichte. Und ists nicht die Sache Gottes, die sie verteidigen, so bleibt es doch eine gerechte Sache, und der höchst wichtige Contrast, dass die Spanier als Sieger und die Franken durch alles mögliche Un-

glück muthlos gemacht, legt in meinen Augen ein Übergewicht in die Waagschale der Spanier, dass ich denke, es seye fast nicht zu berechnen, welche Stärke Buonaparte um sich her versammeln muss, um mit Erfolg wieder anzugreifen, und Frankreich habe bey diesem Streit den noch niemals erfahrenen Nachteil, dass es alles, was der Soldat zu seinem Lebensunterhalt bedarf, aus Frankreich herbeyführen und den Streit von neuem mit einem Volk beginnen muss, dem eine Zwibel für den Unterhalt eines Tages genügt, und das wahrscheinlich niemals gezwungen werden kann, eine Bataille zu liefern und auf seinen hohen Bergen zusehen kann, wie Hitze und Hunger die Armeen wie den Schnee schmelzen macht.“

Schliesslich sind Eschers grosse Hoffnungen aber durch den Verlauf der Ereignisse in Spanien wieder enttäuscht worden, und der kurze Niederwerfungsfeldzug Napoleons gegen Österreich im Sommer 1809 schien alle Aussichten auf ein Ende der napoleonischen Herrschaft zu zerstören. Escher aber suchte in diesem Moment Trost in den Ereignissen seiner Familie und schrieb einige Überlegungen nieder, die nach seiner Ansicht entgegen der allgemeinen Meinung einen früher oder später sicheren Untergang Napoleons verursachen würden: „Warum waltet bei mir bei allen diesen Missgeschicken eine so seltsame Gemütsruhe? Worauf gründet sich meine Überzeugung, dass es mit Buonaparte immer näher zum Ziel komme? Sie gründet sich 1. auf die Entvölkerung Frankreichs durch die unermessliche Aufopferung an Menschen, 2. auf die Erschöpfung seiner Armee durch die letzten Schlachten, 3. auf den Beweis dieser Erschöpfung durch eingegangenen Waffenstillstand, 4. auf die Stimmung der Völker in Bayern und Schwaben, 5. auf die Stimmung von ganz Norddeutschland, die nun durch starke Landung der Engländer bei Cuxhaven den rechten point d'appui erhält, 6. auf die Stimmung, die die neuliche Deportation des Papstes in der ganzen catolischen Christenheit erregen wird, 7. auf die missliche Lage der Angelegenheiten in Spanien, 8. auf den unaussprechlichen Abscheu, die wohl bei jedem fühlenden Menschen die Ansicht der Kriegsart erregen muss, die Buonaparte eingeführt hatte, und die, wie ich schon oft sagte, noch soweit getrieben wird, dass zuletzt bei jeder Schlacht, derjenige Sieger bleibt, der noch ein Regiment gegen den Feind aufstellen kann. Ist es zuviel gesagt, wann ich annehme, dass im Lauf dieser verflossenen 3 Monate 200 000 Menschen ihr Leben eingebüsst und 2 000 000 an den Bettelstab gebracht worden, und wann ich sage, es geht nicht mehr lange so fort?“